

# Drei Bauernhöfe

Autor(en): **Adelung, S. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1908-1909)**

Heft 6

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665015>

## **Nutzungsbedingungen**

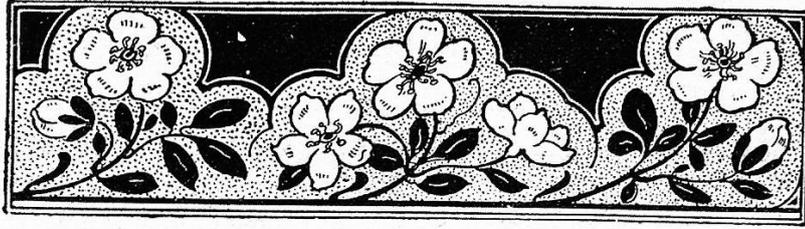
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Aus „Märzenwelt“.

Im gelben Tageslicht  
Liegt das Feld noch wie ein Grab,  
Ein Sämann schreitet langsam  
Die schwarzen Furchen auf und ab.  
Mit frierender Hand  
Streut er zur künftigen Mahd  
Über das tote Winterland  
In den feuchten Ackergrund  
Die neue Morgensaar.  
Rauh stöhnt der Wind durch trübe Luft,  
Nur einmal hoch aus fahlen Wolken bricht  
Mit hellem Glanz ein fliegend Sonnenlicht,

Und hüllt der Acker aufgewühlte Gruft  
In seines Goldes flimmerseidnen Duft.

Hell überströmt vom warmen Schein  
Flimmert des Sämanns starres Antlitz,  
Und sein Auge blinzelt in das Licht hinein.  
Einsam im öden Feld  
Geht er hin und her,  
Und sieht in Träumen sein Land erhellt  
Von jungen Ähren sommergrünem Meer,  
Und schaut im Traume die reife Welt,  
Von bunten Früchten voll und schwer.

Julius Hart.

---

## Drei Bauernhöfe \*)

(Nachdruck verboten.)

Geschehen ist das vor ungefähr fünfzig Jahren, als meine Füße mich noch weit trugen, die Augen weit blickten und die Hoffnungen noch weiter.

Ich war dem Stadtstaub entflohen, der die Augen frißt, und den kleinen Alltagsorgen, die das Herz fressen. Drei Tage lang hatte ich die Post benützt, dann aber, als ich nichts mehr als Wildnis um mich sah, hing ich mein Känzel auf den Rücken, verließ die Hauptstraße und ging auf's Geratewohl auf Landwegen weiter. Die Wälder, die Felder, die Bäche, die gelben, sandigen Hügel, die schmalen, grünen Pfade, ja, sogar die Sümpfe schienen mir mit ihrem Verchengefang, dem Schrei der Störche, dem Summen der Bienen und Blöken der Schafe unbeschreiblich schön. „Das ist Leben, wahres Leben“ sagte ich zu mir selber, „hier ist das Glück!“ In diesem Träumen und Sinnen kam ich in ein kleines Dörflein: im Ganzen waren es bloß drei Gehöfte, aber sie gefielen mir mit ihrer Armut, ihren schwarzen Dächern, den schiefen Toren und den offenen Fenstern. „Hier könnte ich

\*) Der weiche, fast sentimentale Zug in dieser echt russischen Schilderung des Bauernlebens läßt vielleicht am besten verstehen, warum das russische Volk sich so schwer zur Tat erhebt in Zeiten der Not, und lieber leidet, als handelt.

raſten, vielleicht auch übernachten," dachte ich, „und das friedliche Leben dieſer guten Leute ein wenig kennen lernen. Wir Stadtleute haben ja keinen Begriff davon!" Ich trete in die offene Pforte ein: weit und breit iſt niemand zu ſehen. Es ſind wohl alle auf dem Felde; natürlich — wie ſollte das im Sommer auch anders ſein? Sie werden am Abend heimkommen. — Aber wie ich mich ſo umſchauen, fällt mir die ſeltſame Unordnung auf, die überall herrſcht. Mitten im Hofe ſteht ein Schlitten ohne Rufen, wie das abgenagte Skelett irgend eines Tieres. Das Dach iſt an mehreren Stellen durchgebrochen, und ganze Wiſche Stroh hängen von ihm herab. Vor der Hütte ragen viel Tiſchfüße ohne Platte aus dem Boden, aus dem Fenſter ſchaut ein alter Schuh heraus, und unter dem Dach ſind verfallene Schwalbennester. Ich trete näher: in der Hütte iſt der Boden aufgebrochen; ſchwarze Geſchirrscherben liegen darauf umher. Der Ofen iſt in ſich ſelbſt zuſammengesunken, und zwiſchen den Balken der Wände fehlt das Moos. Die Balken ſelber ſind faul, und da und dort wachſen Pilze hervor. Die Haken in den Wänden ſind herausgeriſſen, und die Löcher ſehen mich wie leere Augenhöhlen an. Mir wurde bange, als teilte ſich der Seele die Öde und Einſamkeit dieſer verlaſſenen Menſchenwohnung mit. Ich konnte nicht mehr frei atmen und eilte wieder auf die Straße hinaus. Aber eine ſeltſame Scheu hatte ſich meiner bemächtigt; ich wußte nicht, ſollte ich in ein zweites Haus eintreten oder nicht.

Nach einigen unſchlüſſigen Schritten erblickte ich einen Alten mit gelblichen Haaren und einem erdſarbenen Geſicht, der am Zaune ſaß. Er grub kleine Löcher in die Erde, wie es ſchien, mit großer Sorgfalt, und deckte ſie dann wieder zu.

„Guten Tag, Alterchen!" ſagte ich.

„Guten Tag, Bruder, guten Tag!" erwiderte er mit ſorgloſem Lachen.

„Wohnt dort drüben niemand?"

„Dort drüben? nein, dort wohnt niemand, niemand!"

Seine Stimme und ſein Geſicht drückten vollkommene Selbſtbefriedigung aus und ſogar etwas, das an Prahlerei erinnerte.

„Wer hat denn aber dort gewohnt?"

„Wer dort gewohnt hat? Ja . . . dort haben gewohnt . . . gewohnt . . . Ja, Leute haben dort gewohnt."

„Wo ſind denn die Leute geblieben, die dort gewohnt haben?"

Sie ſind nirgends geblieben. Sie ſind Überſiedler geworden."

„Wieſo Überſiedler?"

„Hahaha! wieſo Überſiedler? Nun, das iſt doch klar, ſie ſind in der Überſiedelung, dort, wohin man ſie übergeſiedelt hat."

„In dieſem oder in einem andern Gouvernement?"

„Von einem Gouvernement weiß ich nichts; ſie ſind eben in der Überſiedelung."

„Und du? Lebst du in dieser Isba\*) hier?“

„Ja, in dieser Isba . . . Das heißt, jetzt gerade nicht, aber im Winter.“

„Nun, und die Deinen — kehren die am Abend zurück?“

„Zum Abend nicht, aber zur Nacht; vielleicht aber auch nicht, wer kann es wissen?“

„Und du, möchtest du auch in die Übersiedelung?“ frug ich, ohne selber zu wissen, warum.

Sein Gesicht nahm den Ausdruck unbeschreiblichen Schreckens an, sein Kopf begann zu zittern, und er schob sich von mir hinweg gegen den Zaun zu, als wolle er sich dort verstecken, während er mit bebender, flehender Stimme sagte: „Ich in die Übersiedelung! Ja warum denn in die Übersiedelung, du mein Täubchen? Um Christi willen . . . um Christi Wi — i — i — illen!“

Ärger über mich selbst, Scham und inniges Bedauern, ihn mit meiner törichten Frage so sehr erschreckt zu haben, erfüllten mich. Ich fing an, ihn zu beruhigen, wie ein Kind, das man mit dem Bär oder dem Wolf erschreckt hat. Es gelang mir auch nach einer Weile; aber er fing an, Unzusammenhängendes in einem monotonen Singsang herzusagen: „Totengebeine zogen vorüber, haben glühende Kohlen gesät; mit Tränen aus der Quelle haben sie es begossen, mit Schürhaken den Roggen gemäht . . .“ Es war tief ergreifend, diesen wehmütigen Wahnsinn zu hören, und doch konnte ich mich von dem Banne dieser trostlosen Worte nicht losreißen; ich hätte immer darauf horchen mögen, wie auf irgend eine seltsame Verwünschung. Es war ein so unbeschreibliches Wehe darin, daß ich nicht wünschte, daß meine Leser den vollen Eindruck davon bekämen, wie ich ihn erhielt. Nachdem er mehrere Male dasselbe wiederholt hatte, als wolle er die ganze Last von seiner Seele abwälzen, beruhigte sich der Alte wieder völlig, vergaß die leidige Übersiedelung und nahm den früheren sorglosen, fröhlichen Ausdruck an. Plötzlich, als sei er soeben von einem Traume aufgewacht und bemerke mich zum ersten Male, frug er: „Was willst denn du hier, Väterchen?“

„Könnte ich Wasser bekommen?“ fragte ich, um dem Gespräch eine völlig andere Wendung zu geben.

„Wasser? Freilich, das kannst du haben, so viel du willst . . . im Brunnen; warte, ich bringe dir!“ Und er versuchte, sich zu erheben, aber so sehr er sich auch abmühte, seine Füße gaben unter ihm nach, und er fiel immer wieder zur Erde.

„Laß doch! Laß doch!“ sagte ich; „wozu denn? Ich will gar nicht trinken; ich habe nur so danach gefragt.“

„Willst du wirklich nicht? Ich hätte es dir gebracht, gewiß, ich hätte es.“

„Wie kannst denn du es bringen? Du hast ja keine Kraft.“

„Wie so denn keine Kraft? Nur die Füße wollen nicht mehr.“

\*) Isba — Bauernhaus.

„Lebe wohl, Alterchen.“

„Lebe wohl, Bruder, lebe wohl! Gott sei mit dir! Danke, mein Täubchen, danke! Aber das mit der Übersiedlung . . . Um Christi wi-i-i-llen! . . .“ Und er fing wieder an: „Totengebeine gingen aufs Feld, glühende Kohlen harken, mit den Köpfen dreschen, Lieder singen —“

Um nicht noch etwas Schlimmeres zu hören, rannte ich davon und in das Tor des dritten Gehöftes hinein. Der Alte drohte mir von ferne und rief mir mit heiserer Stimme nach: „Du, paß auf! Hüte dich! Sonst kommst du in die Übersiedlung! Mit Blut die Wiesen begießen . . .“

Ich schlug das Tor zu und blieb auf dem Hofe stehen, um Atem zu holen. Mir war am ganzen Körper der Schweiß ausgebrochen, als hätte ich irgend eine furchtbare Last getragen. Wie ich mich umschaue, sehe ich: Unter dem Schuppen ist viel trockenes Stroh gestreut, die Leitertwagen sind in gutem Stand und augenscheinlich vor kurzem genügend geschmiert worden. Das Geschirr ist fest und hängt an der Wand an Haken; auf dem Hofe geht ein Huhn mit seinen Küchlein umher; für die Ferkel und Enten stehen Tröge mit Futterbrei. Mit einem Wort, eine wirtschaftliche Vorseeung ist überall sichtbar. Da streckte ein kleines Hündchen seine haarige Schnauze aus der Türspalte, kläffte pflichteifrig und verschwand dann wieder. Gleich darauf erschien es abermals, kläffte aufs neue und legte sich vor meinen Füßen hin, als fordere es mich zum Spiele auf. Vom Hofe aus, durch das offene Türchen, war der Garten sichtbar. In den verschiedensten grünen Schattierungen standen dort in langen Reihen die Gemüse, an den Rändern blühte Mohn, und, die großen Köpfe gesenkt, standen Sonnenblumen. Mein Herz wurde leichter.

Ich trete ein — dort rupft ein Bauernweib das Unkraut zwischen den Gurken aus. So vorsichtig tat sie es, solche Aufmerksamkeit widmete sie ihrem Geschäft, daß sie nicht bemerkte, wie ich näher trat und vor ihr stehen blieb. Ihr Gesicht war durch seinen Ausdruck von Verstand und Güte sehr anziehend, aber traurig, obgleich mit der Ruhe erfüllt, durch die sich die ernstesten Physiognomien der russischen Bauern auszeichnen. Eine Weile betrachtete ich sie schweigend, dann begrüßte ich sie: „Guten Tag, Täubchen!“ sagte ich.

Sie blickte mich mit einiger Verwunderung an, doch ohne jede Schüchternheit oder Scheu. „Grüß dich, Väterchen!“ erwiderte sie. „Wie hat dich Gott hierhergebracht?“

„Ich bin auf der Reise.“

„Auf der Reise?“ wiederholte sie bedauernd. „Du lieber Gott! Also, aus der Fremde, von weither?“

„Es werden ungefähr dreihundert Werst sein.“

„Du mein Väterchen! Dreihundert Werst! Also ist's wohl die Not, die dich treibt?“

„Nein, es ist mein freier Wille.“

„Dann bist du also einer von den Kaufleuten, die altes Zeug zusammenkaufen?“

„Nein, ich wandere zu meinem Vergnügen.“

„Du wanderst? Im Sommer, Väterchen, zur Arbeitszeit?“

„Meine Arbeit tue ich im Winter, und im Sommer wandere ich umher.“

„Jaso, im Winter! Ja aber, wie kann man denn im Sommer wandern? Da ist ja die Arbeit zu eilig — es gibt zu mähen, zu ernten, das Feld zum Herbst zu pflügen.“

„Ich habe nichts Eigenes: Keine Wiese, kein Feld, keine Äcker . . .“

„Hast du auch kein Gehöfte?“

„Nein, keines.“

„Ja, wie lebst denn du, Väterchen?“

„In einer Mietswohnung.“

„In einer Mietswohnung? Wie denn das, Väterchen? Und dein ganzes Leben lang wohnst du so in der Miete?“

„Ja.“

„Dann hast du also nichts Eigenes? Kein Brett, keinen Pfosten? Und wenn du einmal stirbst, wo kommen deine Kinderlein hin? Dein Weib, deine Mutter, Schwester, und wen du noch hast?“

„Nun, dafür werden meine Vorgesetzten sorgen, die Regierung . . .“

„Jaso, die Vorgesetzten werden dafür sorgen! Ich verstehe! Und doch — keine Hand voll Erde, kein Acker, kein eigenes Eckchen! Wie ist denn so etwas möglich! Ja, wie werden es denn deine Vorgesetzten erfahren, daß du nichts Eigenes hast?“

„Das steht alles bei uns in den Büchern, und die Vorgesetzten wissen es.“

„Also auch das ist aufgeschrieben, daß du kein Brett, keinen Pfosten dein eigen nennst? Wenn du dir aber doch wenigstens ein Häuschen bauen würdest, ein eigenes, wenn auch nur aus faulen Brettern? Das wäre dann doch dein Eigentum, weißt du, und deine Kinder könnte man nicht daraus fortjagen, wenn du einmal stirbst.“

„Zum Bauen fehlt mir das Geld.“

„Ja, wie lebst du denn um Christi willen?“

„Ich diene dem Staat, und für meine Arbeit bekomme ich Geld; nun, eben für dieses Geld miete ich mir eine Wohnung, kaufe Brot, Salz, Holz, Kleidung, Wasser — kurz alles, was man braucht.“

„Wasser? Ja, was fällt denn dir ein, Väterchen? Wer kauft denn Wasser? Das Wasser ist Gottesgabe; auch die Kuh und das Pferd trinken Wasser — niemand kann es ihnen wehren: Den Fluß trinkt man nicht aus. Der Fluß, sagt man, kommt aus dem Meer, fließt um die ganze Erde und kehrt ins Meer zurück, damit die Menschen, und vor allem das Vieh, nicht zugrunde gehen.“

„Ich zahle ja nicht für das Wasser, sondern dafür, daß man es mir bringt.“

„Ja warum gehst du nicht selber Wasser holen? Dann brauchtest du doch kein Geld dafür zu zahlen!“

„Dazu reicht meine Zeit nicht aus. Ich habe zu viel Geschäfte.“

„So ist es also sehr weit bis zum Fluß bei Euch! Ja, warum gräbst du dir denn nicht irgend einen Brunnen? Dann hättest du das Wasser näher, und brauchtest nur hingehen, um es zu schöpfen.“

„Einen Brunnen kann man nur auf seinem Eigentum graben, und Eigentum habe ich ja keines.“

„Richtig, richtig! Du hast ja gar nichts Eigenes.“

Und sie verfiel in Nachdenken, aber auch mir ging es nicht anders. Wie! Auf dem ganzen Erdball nicht eine einzige Arschin Boden zu besitzen, den man sein eigen nennen könnte, von dem niemand das Recht hätte, einen wegzujagen, wie einen frechen Strolch, der in ein fremdes Haus eingedrungen ist! Wenn man über eine Wiese geht, sich in den Schatten eines Brunnens setzt, eine Blume pflückt oder einen Zweig, und sich dabei stets umblicken muß, wie ein Dieb, ob nicht jemand einem zuruft: „He, he du! Wohin? Warum trittst du das Gras? Was pflückst du da ab? Ist das etwa dein Eigentum? Und fühlen, daß er recht hat, daß ich auf fremdem Boden stehe, daß ich nirgends etwas mein eigen nenne, und daß, wohin ich auch gehen mag, wo ich mich setze oder mein Haupt niederlege, überall irgend jemand mich anschreien kann, und wenn dies nicht geschieht, es aus Mitleiden ist, wie man Mitleid mit einem Bettler hat! Was hilft da alle ehrliche Arbeit, was hilft eine geachtete Stellung unter den Mitmenschen? Wenn man im Sterben denken muß, daß auch die eigenen Kinder eben solche heimatlose Wanderer durch's Leben sein müssen!

Um diese Gedanken nicht in fruchtloses Leid übergehen zu lassen, veränderte ich das Gespräch und fragte die Bäuerin: „Nun, und wie lebt denn ihr?“

„Wir? Gott Lob und Dank, es geht so.“

„Hast du Mann und Kinder?“

„Der Mann ist tot — eine Barke hat ihn erdrückt. Er hat auf dem Fluß Barken im Schlepptau ziehen helfen. Wie sie eine Barke auf's Ufer gezogen haben, um sie zu teeren, da müssen sie sie wohl schlecht gestützt haben; die Barke hat sich seitwärts gelegt und hat sie alle erdrückt.“

„Nun, und Kinder?“

„Kinder . . . die Tochter hat die Herrschaft zu sich genommen, und der Sohn wohnt hier. Bei der Herrschaft, freilich, ist ein freies Leben, ein sauberes; man braucht nicht im Regen naß zu werden, mit den Händen nicht im Schmutz zu arbeiten. Der Tochter geht es gut. Aber der Sohn, der ist immer nicht so recht, und traurig ist er auch.“

„Warum denn?“

„Ja, Gott weiß es.“

„Ist das schon lange so?“

„Ein Jahr wird es schon sein; wenn mir recht ist, seit dazumal, wie man die Tochter auf den Herrschaftshof genommen hat. Gern hatten sie einander, siehst du, so gern man kann es gar nicht sagen! Nur so „getaut“ sind sie eines nach dem anderen! Wenn sie zusammen arbeiteten, im Feld oder auf dem Acker, dann ging es ihnen so leicht von der Hand, und immer waren sie zusammen, und wie die Schwalben haben sie gezwitschert, lauter fröhliche, frohe Reden. Und gespaßt haben sie miteinander; galt es zum Beispiel, etwas in der Frühe zu arbeiten, so stand eines von ihnen auf, entweder er oder sie, mit der Sonne, und schleicht sich leise aus dem Hause und schafft, was es schaffen kann — der Bruder, damit die Schwester, die Schwester, damit der Bruder, weißt du, nachher weniger zu arbeiten habe. Sahen sie dann einander, so fielen sie sich mit Lachen um den Hals, und aus den Augen flossen ihnen die Tränen. Dann fingen sie an, um die Wette zu arbeiten, so daß die Arbeit nur so brennt. Im Sommer aber, an Festtagen, oder beim Regenwetter, gingen sie immer zu zweit in die Pilze, in die Beeren, in die Nüsse. Fern von den andern, ganz allein und in eine Wildnis, daß Gott erbarm! Mit gehäuften Körben kamen sie dann heim und erzählten, wie schön es war im tiefen Wald, auf den grünen Waldwiesen oder in den Himbeerhecken. Und während sie die Beeren säubern und aussuchen, reden sie davon, wo und wie sie alles gefunden haben. „Das“, sagt sie, „ist deines“. „Dies“, sagt er, „hast du gefunden.“ „Dahin“, sagt sie, „hast du mich geführt“; dann schütteten sie den Inhalt ihrer beiden Körbe zusammen, und lachten, lachten, meine Täubchen, lachten so von ganzer Seele!

So kommen sie einmal aus dem Wald, vom Nussfuchen, und lauter große, reife Nüsse haben sie gefunden — eine wie die andere. Im Gehen schälen sie sie und knacken sie auf. Da sehen sie, ihnen gerade entgegen, kommt eine ganze Gesellschaft Herrschaften: Damen und Herren und Fräulein und Kinder — viele, viele, und alle so gepußt und schön, besonders die Fräulein, alle ganz bunt, wie angemalt. Die Händchen sind wie Katzenpfötchen, und darüber etwas angezogen, und über den Köpfen halten sie bunte Dächer auf Stöckchen, weißt du, damit das Gesicht weißer bleibt. Und mitten unter ihnen geht unser eigenes Fräulein vom Herrschaftshof, so schön — wunderschön — wie eine Mohnblüte, und schaukelt sich im Gehen und ist so schlank, daß sie in der Mitte fast zerbricht, mein Täubchen! Und gar nicht so wie unsere Bauerndirnen stampft sie den Boden mit den Füßen, sondern schleicht auf den Bebenspißen wie auf Erbsen. Wie nun meine Marjutka, meine Tochter, alle die Herrschaften kommen sieht, da ist sie erschrocken, das Lachen ist ihr vergangen, und wie ein Blatt hat sie angefangen zu zittern. So steht sie da, weiß nicht wohin, und sagt zu Swan, dem Bruder: „Laufen wir weg“.

sagt sie, „zurück in den Wald; ich schäme mich; die Fräulein“, sagt sie, „sind alle so vornehm: Sie werden hier vorübergehen“, sagt sie, „und mich anschauen, und ich: Wie sehe ich aus? Die Füße ganz lehmig, und auf dem Kopfe nichts, nicht einmal ein Band; laufen wir weg!“ „Warum weglaufen?“ sagt Swan, „sie und wir — das ist was anderes. Sie werden dich nicht fressen, wenn sie dich nicht anschauen. Gott sei mit ihnen! Sie werden mitten auf dem Weg gehen, und wir seitwärts — was tut das?“ „Nein, Brüderchen, Täubchen, laß uns weglaufen. Ich möchte nur grad in den Boden sinken! Sieh, da kommen sie schon, sie haben uns schon gesehen und lachen“. „Ach, Schwester, Gott sei mit dir! Was fällt dir ein? Was ist mit dir? Komm doch nur und fürchte dich nicht!“ So gingen sie weiter; Marjutka wollen die Füße kaum tragen. Die Augen hat sie gesenkt und sieht nur vor sich hin auf den Boden. Jetzt begegnen sie den anderen: Swan, wie es sich gehört, nimmt die Mütze ab, grüßt und geht weiter, aber Marjutka klammert sich an ihn und folgt, weder tot noch lebendig, und im Gesicht ist sie dunkelrot, wie Feuer. Die vornehmen Fräulein sind richtig stehen geblieben und schauen sie an, schauen und reden etwas, aber nicht in unserer Sprache, sondern in einer fremden. Und unser eigenes gnädiges Fräulein sieht sie gar freundlich an und sagt, aber auf rechtgläubige, auf russische Art: „Komm doch her, mein Täubchen“, sagt sie, wem gehörst du?“ „Ihnen“, sagt Marjutka und die Tränen fließen ihr nur so aus den Augen. „Warum weinst denn du, Seelchen, warum?“ sagt ihr das Fräulein noch freundlicher. „Brauchst du irgend etwas, ja? Was denn? Willst du bei mir wohnen, willst du? Immer in einem roten Sarafan herumgehen, rote Bänder tragen? Willst du?“ — „Ich will“, sagte Marjutka. „Nun, so komm denn morgen, mein Seelchen, komm ganz bestimmt.“ Und darauf ist sie gegangen, und auch die Meinigen gingen weiter. Marjutka hat sich gefreut, hat den Boden kaum mehr unter sich gespürt; aber Swan ist traurig geworden, Gott! Wie traurig! Auf dem ganzen Weg hat er kein Wort mehr gesagt und die Schwester kein einzigesmal mehr angeschaut. Und wozu denn trauern? Gott sei gelobt, sie ist dort satt, wird gekleidet, bekommt Schuhe und Strümpfe; sie bedient das Fräulein, ist von dem Essen, das vom Herrentisch übrig bleibt, trägt die Kleider des Fräuleins auf. Und das Fräulein ist mit ihr nicht so, wie manchmal anderswo . . . zum Beispiel wie bei Peklin's; mit keinem Finger rührt sie sie an, und wie ruft sie sie? Seelchen, Täubchen, Beerchen, Vögeln! Aber Swan, der hat es nicht verwinden können, grämt sich und grämt sich in einem fort. Ich frage ihn: Was ist mit dir? Er aber schweigt und fängt an still für sich irgend etwas zu tun, als arbeite er, oder geht aus der Isba hinaus. Einmal, da hat er mir gar so leid getan: Sitzt er am Sonntag ganz niedergeschlagen, hängt den Kopf und sagt kein einziges Wörtchen. „Warum“, sag' ich zu ihm, „gehst du nicht auf die Gasse hinaus? Dort singen sie Lieder, spielen Gorelki,\*) oder willst

\*) Den dritten jagen.

du nicht in den Wald, in die Himbeeren?“ „Nein“, sagt er, „meine Lieder habe ich ausgefungen, in die Wälder und Felder gehe ich nicht mehr; mögen alle meine Fußpfade zuwachsen! Mag meine Himbeeren die Schlange fressen! Mag der Waldmann mit der Hexe sich zujauchzen, wo der Bruder und die Schwester sich früher zujauchzten! Mag mich vom weißen Morgen bis zur schwarzen Nacht die Arbeit drücken . . . Eine Schwesterseele habe ich gehabt; in meiner Brust habe ich sie getragen, in meiner Liebe! Meine Seele hat mich verlassen. Meine Liebe hat sie gegen rote Bänder getauscht, gegen Süßigkeiten von fremdem Tisch!“ So sprach er und sprach, Gott weiß, was alles. Ich fing an zu weinen. „Weine Mutter, weine, du und ich, wir sind jetzt Waisen!“ Dann ist er gegangen und blieb einen ganzen Tag fort, und wie er zurückgekommen ist, haben wir angefangen, wie früher zu arbeiten. Er sagt nichts und ich sag' nichts, und so gehorsam ist er, so freundlich, nur immer betrübt und hat zu kränkeln angefangen.“

„Und Marjutka? Kommt sie zuweilen zu Euch?“

„In die Kirche kommt sie mit der Herrschaft.“

„Aber bei euch, daheim?“

Die Mutter sah mich durchdringend an und erwiderte halblaut: „Nun bei uns, da ist sie freilich nur selten; sie sagt, sie hätte niemals Zeit. Immer bei dem Fräulein gäbe es etwas zu tun. Aber vergessen hat sie uns nicht: Bald schickt sie ein Stück Leinwand, bald Mehl, bald einen Schinken. Kürzlich, ja, da war sie einmal bei uns, aber gar so schön gepuht; nur so geschwind ist sie hereingelaufen kommen in die Isba. Ich sage: „Setz dich, bleib ein wenig da!“ Aber sie sagt: „Nein, bei euch“, sagt sie, „ist alles so unsauber; du siehst ja, was für ein schönes Kleid ich an habe: Wenn ich es beschmutze, kann ich mich nicht mehr in den Herrschaftszimmern zeigen, und bin doch immer beim gnädigen Fräulein. Und jetzt ist's Zeit für mich, heimzugehen, es gibt Arbeit für das Fräulein zu tun.“

„Nun, und Swan, der Bruder — geht er zu ihr?“

„Einmal war er dort, kam aber schlimmer heim, als er hingegangen ist.“

„Wieso? Hat sie ihn irgendwie beleidigt?“

„Nein, das grade nicht; sie sieht aus dem Fenster, sieht ihn draußen stehen und sagt zum Kasaschock\*): „Geh, Läubchen, dort am Tor steht ein Bäuerlein, bringe ihm dieses Stück Pirog\*\*), sag ihm, Marja Swanowna schicke es ihm; sie, Marja Swanowna, habe jetzt keine Zeit, weil sie beim Fräulein sei.“

„Und Swan?“

„Swan? Gott weiß, was er hatte. Er nahm den Pirog, warf ihn einem Hund hin und ging.“

„Wo ist er denn jetzt?“

\*) Kleiner Kosack — junger Diener.

\*\*) Eine Art einfacher Pastete mit Kohl oder Grüns und Fisch gefüllt.

„Auf dem Felde.“

„Könnte er mich nicht mit einem seiner Pferde ein Stück weiterfahren?“

„Ich weiß nicht, ob er das kann: Er ist ja so krank.“

Sie wies in die Gegend, wo ich ihn auffuchen könne, und ich ging in der Richtung. Gar zu gern hätte ich ihn gesehen. Das Pferd war natürlich nur ein Vorwand und das Fahren auch. Es war mir, als gehe ich an ein Sterbelager, und in der That, der Arme welkte ja dahin an einer unheilbaren Herzkrankheit. Schon von weitem erblickte ich ihn: Er pflügte. Doch schon vom ersten Blick konnte man bemerken, daß seine Füße nur unsicher auftraten und die Hände den Pflug nicht festhalten konnten. Wenn das Pferd ungleich zog, so wankte er wie eine Weide im Winde. Nun schnitt der Pflug tief in die Ackerkrume ein: Der arme junge Mensch wollte ihn zurückziehen, spannte all seine Kraft an, so gut er konnte, versuchte es einmal, zweimal und fiel, augenscheinlich entkräftet, zu Boden. Ich trat zu ihm heran.

„Guten Tag, lieber Freund!“

Er sah mich an, und ein dunkles Rot trat auf sein Gesicht. Es war wohl Scham, weil er dachte, ich halte ihn für einen Faulenzler.

„Guten Tag, Väterchen“, erwiderte er, nicht gerade mit einer heiseren, aber mit ungleicher, zitternder Stimme.

„Du hast dich wohl übermüdet?“

„Nein, übermüdet nicht, nur so . . . Ich ruhe aus.“

„Laß mich für dich arbeiten; ich habe ja heute noch gar nichts getan, bin nur spazieren gegangen.“

Er schaute mich mißtrauisch an, und sein Lachen klang seltsam und kränkend, als er sagte: „Du — arbeiten? Wie willst du denn das? Und eine Sünde ist es auch, das Brot fremder Arbeit essen; dazu gibt Gott seinen Segen nicht.“

„Ich will dir ja nur aus Liebe helfen, aus Mitleid.“

„Was brauchst du mich zu bemitleiden? Und viel wirst du mir helfen mit deinem Mitleid! A — ach!“

Er seufzte tief auf, wandte den Kopf von mir weg und legte ihn in die kühlen, soeben erst aufgeworfenen Schollen, als bitte er bei der Mutter Erde um Ruhe. Ich stand schweigend. Ringsumher war es leer und still. Es war, als horche die Natur auf etwas Unsichtbares. Die Furchen des Ackers zogen sich in geheimnisvollen Streifen zur Ferne hin. Der Wald sah in düsterer Schwärze herüber. Die Sonne goß glühende Strahlen herab. Ich wollte mich neben den Bauern setzen und sein Weh durch mein Gespräch auf irgend eine Weise mildern. Ich neige mich zu ihm herab, ich sehe in sein Gesicht . . . die Augen sind geschlossen, das Gesicht hat einen hoheitsvollen, strengen Ausdruck. Es fuhr mir nur so ins Herz. Ich befühle seine Hände, seine Wangen: Die letzte Spur von Wärme verschwindet darin: Er war tot.

„Mein Bruder, mein armer Bruder!“ rief ich unwillkürlich. Aus dem nahen Busche rief mir das hohle, ausdruckslose Echo zurück.

Ich weiß nicht mehr, wie ich zu Swan's Mutter zurückkehrte, ich hatte nicht den Mut, ihr seinen Tod mitzuteilen. Ich sagte, daß ich ihn nicht gefunden habe, und um ihr die Ausgaben der Beerdigung zu erleichtern, nahm ich bei ihr Gurken, gelbe Rüben, Brot und Eier, steckte ihr etwas Kleingeld in die Hand und ging, so rasch ich konnte davon.

„Wohin eilst du?“ rief sie mir nach, „warte ein Weilchen, Swanuschka wird zurückkommen, er wird dich weiterfahren, wenn er auch krank ist. Er ist ja so ein Guter!“

\* \* \*

Etwa drei Jahre darauf fuhr ich durch das Dorf Situchino, unweit der drei Bauernhöfe. Auf dem Friedhof ist eine große Menschenmenge, ein Drängen und Reden: Die Bauern halten Totenfeier an den Gräbern, essen Pfannkuchen, Pirogi, trinken Brantwein, weinen, küssen sich und streiten. Etwas beiseite sitzt ein Weib — ganz mutterseelen allein. Ich trat zu ihr: Sie saß, wie versteinert. Auf ihren Knien schlief ein Kind von etwa drei Jahren. Sie wandte die Augen nicht von dem Grabe, das mit Wermut und Beifuß bewachsen war, streichelte das Kind in seinem harten, zerrissenen Hemdchen ganz mechanisch und ließ seine flachblonden Härchen durch ihre Finger gleiten. Es war meine unglückliche Bekannte — Swan's Mutter.

„Guten Tag, Täubchen!“

Sie fuhr leise zusammen.

„Erkennst du mich nicht?“

„Nein, Väterchen.“

Ich gab mich ihr zu erkennen.

„Ja, jetzt fällt es mir wieder ein; das war, als mein Swanuschka noch lebte“, sagte sie so eintönig, mit solcher Ruhe, wie sie nur ein todmüdes Herz hat. —

„Ist das sein Grab?“

„Ja.“

„Wohnst du noch am alten Ort?“

„Nein, nicht mehr.“

„Wo denn?“

„Hier, im Dorf, beim Diafonus.“

„Arbeitest du da?“

„Ich sehe nach den Kindern.“

„Und wer wohnt bei dir in deinem Hause?“

„Ich weiß nicht, scheint's niemand.“

„Und Marjutka? Wo ist sie?“

„Irgend wohin verreist, mit dem gnädigen Fräulein.“

Das Kind wachte auf und begann zu schreien. Sie wickelte es in ihren zerlöcherten Kittel, stand auf und ging dorfwärts. Sie flökte mir weit mehr Grauen ein, als die stillen Schläfer um mich her.

Aus dem Russischen übersezt von E. v. Adelung.



## Frühlingstage auf Korsika.

Von Max Zollinger, Zürich.

Mit 8 Illustrationen, zum größten Teil nach photographischen Aufnahmen von Dr. G. Senn (Basel).\*)

Am Himmel verblaßten die letzten Sterne, als wir nach sechsstündiger Fahrt im Hafen von Bastia, dem Handelszentrum von Korsika an der Ostküste der Insel, einliefen. Bleiche, übernachtigte Gesichter, die noch alle Zeichen der kaum überstandenen Seefrankheit tragen, erscheinen unter den Kajütentüren, und die wenigen Passagiere, die, wie mein Freund und ich, ein hartes Nachtlager auf offenem Deck im Schutze des warmen Kamins dem Aufenthalt im engen, dumpfen Gepäckraum vorgezogen haben, suchen in aller Eile ihren äußeren Menschen wieder in einen seiner würdigen Zustand zu versetzen. Unterdessen hat unser Dampfer am Quai angelegt, wir steigen die schmale, schwankende Schiffstreppe hinab, passieren rasch die Dogana und steuern nun, ohne uns um den Schwarm von zudringlichen Hotelportiers und Gassenjungen, die uns mit lautem Geschrei umringen, im mindesten zu kümmern, dem nächsten Kaffee zu, wo uns die mürrische, auf so frühen Besuch nicht vorbereitete Wirtin mit einem mäßigen Frühstück aufwartet. Nachdem wir, wie es uns scheint, alle Spuren der ungemütlichen Nacht getilgt, rüsten wir uns zu einem kurzen Rundgang durch die Stadt.

Der erste Eindruck, den der von Livorno, aus den paradiesischen Gärten der Toscana kommende Wanderer in Bastia von Korsika empfängt, ist nicht besonders ermutigend. Öde, fünf- bis sechstöckige Mietskasernen fassen die mit kümmerlichen Kastanien- und Orangenbäumen besetzten Straßen ein; in regelmäßigen Abständen türmen sich vor den Haustüren kleine Haufen von übelriechenden Küchenabfällen auf, um die sich einige häßliche Köter mit wütendem Gecläff zanken; nur das stattliche Palais de Justice und das hübsche Stadttheater lassen auf eine fortgeschrittene Kultur schließen. Der Name Bastia bedeutet übrigens weiter nichts als Bastei, Festung; im Jahre 1383 nämlich ließ der genuesische Feldherr Lionello Comellino das alte Porto Cardo durch eine Bastion befestigen, und seit dem sechzehnten Jahrhundert führt nun die ganze Stadt den Namen Bastion, Bastia.

In schroffem Gegensatz zu der langweiligen und unsauberen Stadt steht die herrliche Umgebung von Bastia, die sich vor den Augen des Wanderers von einem der nächsten Hügel aus in echt südlicher Farbenpracht ausbreitet. Aus dem dichten Gezweige parkähnlicher Gärten schimmern weiße Willen und behäbige Landhäuser, an die grünen Berglehnen schmiegen sich schmucke Dörfchen, über die der schlanke Campanile als treuer Wächter emporragt, und still und träumend, ein mahnendes Memento mori, schauen die kleinen,

\*) Die Illustrationen Nr. 1, 2, 3, 5 und 8 sind mit gültiger Erlaubnis des Verfassers dem sehr lesenswerten Buche von Dr. M. Kikli: „Botanische Reise Studien auf einer Frühlingssahrt durch Korsika“ (Zürich 1903) entnommen.